



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altjüdische Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Altjüdische Romane.

Daß der Geist, aus dem die Bücher Tobit und Judith hervorgegangen sind, ein weit edlerer ist als der, welchem das Buch Esther und der Aristasbrief entsprangen, habe ich schon vor kurzem in diesen Blättern angedeutet. Schon die Pflicht der Gerechtigkeit erheischt daher von mir, daß ich der Besprechung der letzten beiden Bücher die des erstgenannten Paares folgen lasse, damit der Leser nicht eine zu niedrige Meinung über den Werth des altjüdischen Romanes im Allgemeinen bekomme.

1. Judith.

Der griechische Text, den wir in den gewöhnlichen griechischen Bibeln finden, und der, wie wir unten sehen werden, dem Urtext am nächsten steht, hat folgenden Inhalt:

Nebukadnezar, König der Assyrer in Ninive, liegt im Streit mit Arphaxad, König der Meder, welcher seine Hauptstadt Ebatana gewaltig befestigt hat. Der assyrische König entbietet alle Bewohner Vorderasiens bis nach Aethiopien hin zur Heeresfolge, aber sie gehorchen nicht. Dennoch schlägt er im siebzehnten Jahre seiner Regierung den Arphaxad und bringt ihn um, worauf er mit seinem siegreichen Heere ein 120tägiges Freudenfest feiert.

Im Beginn des folgenden Jahres beschließt er mit seinen Großen, die unbotmäßigen Völker zu züchtigen. Dlophernes, sein erster Feldherr, soll sie unterwerfen; über die, welche sich ergeben, will er selbst später Gericht halten; die widerspenstigen soll der Heerführer vernichten. Mit gewaltiger Heeresmacht zieht dieser aus; alles unterwirft sich. Die Namen der Völker, Länder und Städte, welche er berührt, sind zum Theil undeutlich und verwirrt, so daß wir die Richtung des Zuges nicht genau erkennen können, aber so viel ist klar, nach und nach sind alle Länder ohne Widerstand in den Händen der Assyrer, mit Ausnahme des gebirgigen Landes der Juden mit Inbegriff Samariens (welches durchaus als zu Judäa gehörig betrachtet wird). Ueberall zerstört Dlophernes die Heiligthümer der Völker, da er nur die Verehrung eines einzigen Gottes, nämlich seines Königs, gestattet.

Gerade dieser Umstand macht es den Juden unmöglich, sich zu unterwerfen; sie können ihren nach der Rückkehr aus der Verbannung erst vor kurzem neu erbauten Tempel nicht dem rohen Heiden ausliefern. Sie entschließen sich also zum Widerstande und besetzen alle Punkte, welche zur Vertheidigung geeignet sind. Der hohe Priester Jojakim befiehlt besonders den Bewohnern

der Stadt Betylua (Bêtylûa), welche den Zugang zu Judäa beherrscht, sich tapfer zu wehren. Die Lage dieser sonst nie erwähnten Stadt ist nicht ganz genau bekannt, doch erhellt aus den Angaben des Buches zur Genüge, daß sie im nördlichen Samaria lag und einen wichtigen Punkt zum Widerstand gegen die bildete, welche von der Ebene Jezreel (Esdrelon) in das Bergland eindringen wollten, um gegen Jerusalem zu ziehen.

Ganz Israel bereitet sich nicht bloß mit irdischen, sondern auch mit geistigen Waffen, Gebet und Fasten, zum Widerstande vor. Olophernes ist über die Widerspenstigkeit aufs höchste entrüstet. Er hält mit den Führern der Nachbarvölker, welche des Landes kundig sind, Kriegs-rath. Hier entwickelt ihm nun Achior, der Häuptling der Ammoniter (deren Land das der Juden im Osten begrenzt) die Geschichte und die religiösen Verhältnisse der Israeliten. Er zeigt, wie sich ihr nationales Glück und Unglück stets genau darnach richtet, ob sie ihrem Gott treu sind oder nicht. Nur wenn sie gegen Gott gesündigt hätten, sagt er, könnte Olophernes ihnen etwas anhaben; wo nicht, möge er von seinem Unternehmen gegen sie abstecken, denn Gott werde sie dann schützen. Diese Rede erregt den tiefsten Unwillen des Feldherrn und des Heeres. Olophernes, der keinen Gott als den Nebukadnezar anerkennt, befiehlt, den Achior an die Juden auszuliefern, damit er ihr Schicksal theile und mit ihnen in seine Hände zurückfalle, die ihn dann mitleidslos umbringen sollen. Er wird daher in der Nähe der Festung gebunden; die Juden befreien ihn und nehmen ihn zu sich.

Nun beginnt die Belagerung von Betylua. Auf den Rath der Nachbarvölker schneidet Olophernes den Bewohnern das Wasser ab und bringt sie dadurch in die äußerste Noth. Nach 34 Tagen geht ihnen das Wasser fast gänzlich aus; das schwachtende Volk bestürmt die Leiter, an ihrer Spitze den Priester Ozias, die Stadt dem Feinde zu übergeben, und letzterer versteht sich endlich zu dem Versprechen, dies zu thun, wenn Gott nicht in den nächsten fünf Tagen die Erlösung aus der Noth bringe, auf die er noch immer vertrauensvoll hofft.

Das hört Judith, eine schöne, reiche und überaus fromme Wittwe; sie ruft die Obersten der Stadt zu sich, verweist ihnen ihre schwächliche Nachgiebigkeit gegen das Volk und bittet um Erlaubniß, in der Nacht aus der Stadt zu gehn, da Gott dieser durch ihre Hand innerhalb der Frist Rettung bringen werde; was sie vorhabe, könne sie aber nicht sagen. Ozias und die andern entschuldigen sich und gehn auf ihre Bitte ein.

Nachdem sich Judith durch Fasten und Gebet vorbereitet hat, schmückt sie sich aufs Schönste und wird in der Nacht mit ihrer Magd, welche einen Vorrath gefeglich reiner Speisen bei sich trägt, aus der Stadt gelassen. Die assyrischen Wachen halten sie an und führen sie auf ihr Begehren zum Olo-

phernes, wobei sie ihre Bewunderung der Schönheit des Weibes nicht stark genug äußern können.

Vor dem Feldherrn setzt nun Judith auseinander, warum sie die Stadt verlassen habe. Achior habe Recht gehabt, wenn er behauptete, daß Israel nur dann zu überwinden sei, wenn es gegen Gott frevle; das haben aber die Bewohner von Bethluisa gethan, indem sie in der Noth gesetzlich verbotene Speisen gegessen; daher müssen sie in des Feindes Hände fallen; sie wolle ihn denn durch ganz Judäa als Sieger führen. Diese Rede sowie die ganze Erscheinung der Judith gefällt dem Holofernes so sehr, daß er ihr große Dinge verspricht, sogar, daß er wenn das alles geschehen, ihren Gott als den seinigen annehmen wolle. Judith bittet sich darauf die Erlaubniß aus, bloß von ihren mitgebrachten Vorräthen essen zu dürfen, und entkräftet den Einwand, daß diese ja bald verzehrt sein würden, durch die eidliche Versicherung, daß, noch bevor dies geschehe, Gott durch ihre Hand seinen Willen ausführen werde. Holofernes, der den wahren Sinn dieser gegen ihn gerichteten Worte natürlich nicht versteht, erlaubt ihr auf ihre Bitte ferner, ihre Gebete außerhalb des Lagers zu verrichten, und giebt den Wachen den Befehl, sie ungehindert aus und eingehen zu lassen.

Nachdem sie so drei Tage im Lager verweilt und allnächtlich außerhalb desselben gebetet hat, befiehlt Holofernes seinem Eunuchen Bagoas, das schöne Weib zu einem großen Gelage einzuladen, da ihn nach ihr gelüftet. Judiths Erscheinung erfüllt sein Herz mit wilder Begierde. Bei dem Gastmahl genießt Judith von ihren reinen Speisen und Getränken, Holofernes trinkt unmäßig viel. Gegen Abend gehn die Gäste weg, nur Judith bleibt neben Holofernes, der in der Trunkenheit eingeschlafen ist. Jetzt ist der entscheidende Augenblick. Nach einem kurzen Gebet zieht sie dem Feinde sein Schwert von der Seite, ergreift ihn bei den Haaren und haut ihm mit dem Ruf: „Stärke mich, Gott Israels, an diesem Tage!“ den Kopf ab. Darauf geht sie heraus, übergiebt den Kopf der Magd, welche zu diesem Zweck mit ihrer Tasche bereit steht, und sie verlassen ungehindert das Lager, da man meint, sie wollen nur nach ihrer Gewohnheit draußen beten.

Die Stadthore werden ihr geöffnet, und sie zeigt den Kopf des Feindes. Alles ist freudig erregt. Sie heißt den Kopf auf die Mauerzinne hängen und auf den Morgen einen Ausfall vorbereiten. Achior, den sie herbeirufen läßt, fällt zuerst beim Anblick des blutigen Hauptes ohnmächtig nieder, dann aber preist er laut die Judith, und setzt völlig von der Fürsorge Gottes für sein Volk überzeugt, läßt er sich beschneiden und geht ganz zu Israel über.

Als am Morgen die Juden ausfallen, spotten erst die Feinde über dies Beginnen. Bagoas, der da meint, der Feldherr schlafe bei der Judith, will ihn auf das stürmische Begehren des Heeres aufwecken; da er nicht erscheint, wagt

er es endlich, in das Schlafgemach einzudringen und erblickt hier den blutigen Rumpf am Boden. Diese Nachricht verbreitet Entsetzen unter die Krieger; sie verlieren allen Muth und fliehen. Ganz Israel wird nun aufgeboten, das fliehende Heer zu vernichten, und nur nach großen Verlusten erreicht dasselbe Damaskus. Die Bewohner Betyluas plündern das Lager. Judith erhält das Zelt des Olophernes mit allen Schätzen.

Judith singt dem Herrn einen schönen Siegesgesang und weicht ihm ihren ganzen Beuteantheil. Drei Monate lang feiert das Volk. Judith zieht sich in ihre Wittweineinsamkeit zurück, schlägt alle Anträge aus, schenkt der treuen Magd die Freiheit und stirbt in Betylua im Hauses ihres Mannes, 105 Jahre alt. Ganz Israel trauert um sie sieben Tage lang. So lange sie lebte und noch lange Zeit später beunruhigte kein Feind das Volk.

Der Verfasser dieser Erzählung wollte wahrscheinlich von vorn herein seine Leser von dem Gedanken abhalten, daß ihnen reine Geschichte vorläge. Nebukadnezar als König der Assyrer und zwar zu einer Zeit, in der die Juden noch nicht lange ihren Tempel wieder aufgebaut hatten und vom hohen Priester und Synedrium (Gerusia), nicht von einem König, regiert wurden, das waren Widersprüche gegen die Geschichte, die sich jedem Juden, der nur oberflächlich die heiligen Bücher kannte, von selbst aufdrängten, und die der Verfasser leicht hätte vermeiden können, wenn er nur gewollt hätte. Man muß daher die Kühnheit der Leute bewundern, welche trotz alledem aus Widersprüchen eine Harmonie zusammensügen und die Geschichtlichkeit des Buches aufrecht erhalten wollten. Schon Luther hielt dasselbe für eine Dichtung; und wir können uns der überflüssigen Mühe entschlagen, dies des Weiteren nachzuweisen.

Dennoch hat das Buch einen geschichtlichen Hintergrund und zwar einen stärkern als das Buch Esther. Dieser Hintergrund ist ein doppelter. Zuerst schwebt nämlich dem Verfasser offenbar eine gewisse Zeit mit gewissen Ereignissen vor, die er seiner Erzählung zu Grunde legt, sodann schreibt er aus den Verhältnissen seiner eignen Zeit und mit starker Beziehung auf dieselben. Die erstere Zeit ist schwierig näher zu bestimmen; doch spricht vieles dafür, daß sie, wie sich A. v. Gutschmid kürzlich ausgesprochen hat, in der Zeit des Artaxerges Ohus zu suchen ist, welcher König die Juden sehr stark bedrängt hat, und unter dem ein Feldherr Olophernes siegreich kämpfte. Unter dem hohen Priester Jozakim verstand der Verfasser wahrscheinlich den Neh. 12, 10 erwähnten, der freilich geraume Zeit früher lebte. Dem König gab er den Namen des als Zerstörers der heiligen Stadt schrecklichen und verabscheuten Chaldäerkönigs, machte ihn aber zum König der Assyrer, um sogleich anzudeuten, daß das Ganze nicht streng geschichtlich zu nehmen. Dafür, daß dem Verfasser diese Zeit vorschwebte, ließe sich noch vieles sagen. Wir verwahren uns aber gleich dagegen, daß man diese Ansicht aufgreife, um das Buch aufs neue als

historische Quelle zu benutzen. Dem Verfasser schwebte eben eine solche Zeit nur vor; er nahm einige Momente aus ihr heraus, welche mit der Lage seiner Zeit einigermaßen übereinstimmten, und benutzte sie ganz frei.

In Wirklichkeit schrieb nämlich der Verfasser aus seiner Zeit und für dieselbe. Der stark didaktische und paränetische Zweck der Erzählung tritt überall deutlich hervor. Sie soll lehren, wie Gott seinem Volke aus aller Noth hilft, wenn es ihm treu bleibt, wie selbst die schwächste Kraft, wenn sie mit Frömmigkeit und Geseflichkeit verbunden ist, den stärksten Feind überwindet. Mächtige Feinde bedrängen Israël; ein gewaltiger König sendet seinen Heerführer, alle Nachbarvölker, Ammoniter und Moabiter, (Edomiter*) und die Bewohner des Küstenlandes helfen ihm und weisen ihm mit Eifer die rechten Wege zur Bezwingung des Landes, aber Gott hilft den Frommen. Ein solcher Gedanke in solcher Lage war aber in der Periode lebendig, in die unser Buch zu versetzen alle Gründe uns veranlassen, in der makabäischen Heldenzeit. Diese rollt sich hinter der Dichtung auf. Wir sehen die syrischen Könige, wie sie in stolzer Ueberhebung ihre Heere schicken, um das hartnäckige Volk zu vernichten, welches weder dem König selbst göttliche Ehren erweisen, noch überhaupt einen andern Gott als den seiner Väter, anerkennen will. Wir sehn dies Volk sich zusammenscharen, in kleinen Burgen sich unter dem Befehl heldenmüthiger Priester verttheidigen und den Feind durch Gewalt und List niederwerfen; wir sehn, wie die Frommen auf die alten Verheißungen vertrauen, indem sie sich strenger, ja ängstlicher Erfüllung der Gesefespflichten bewußt sind.

Als der Verfasser schrieb, lag gewiß wieder eine der schweren Kriegsnöthe auf dem Volk. Der Triumph der Gerechten, den er beschreibt, war in der Wirklichkeit schwerlich schon errungen. Manche mochten kleinmüthig werden, wie die Einwohner Bethluas, oder mochten in der Noth die Gesetze übertreten, wie es der Verfasser, etwas aus der Rolle fallend, Judith von ihren Mitbürgern sagen läßt, aber der Kern des Volks hält fest an dem Glauben, daß Gott, der ihre Väter so oft gerettet, auch jetzt Rettung bringen werde. Welcher Kriegszug im Einzelnen den Verfasser zu seiner Dichtung veranlaßte, wage ich nicht sicher anzugeben. Der sehr weitläufig beschriebene Zug des Dlophernes, ehe er sich vor Bethlua lagert, so wie einzelne andere Momente möchten vielleicht späterer Untersuchung Anhaltspunkte zur genaueren Ermittlung der Abfassungszeit geben. Daß als Schauplatz der Geschichte ein sonst ganz unbekannter Ort erscheint, wird gewiß auch aus den Verhältnissen der damaligen Zeit zu erklären sein.

*) Die Edomiter wurden durch Johannes Hyrkanus unterworfen und zum Judenthum befehrt, woran sie seitdem festhielten; schon aus diesem Grunde kann das Buch, in dem sie unter den Feinden erscheinen, nicht wohl später sein.

Als Erzählung ist Judith ein schönes Erzeugniß des jüdischen Geistes. Die Entwicklung könnte zwar mitunter etwas rascher vor sich gehn, die Reden und Gebete halten den Gang etwas auf, und die Beschreibung der Kämpfe und Züge des Feindes im Anfang des Buches scheint uns ziemlich überflüssig: aber wenn wir die Zeit und die Zwecke des Buchs berücksichtigen, so werden wir den Verfasser hierüber nicht hart beurtheilen. Fromme Reden und Gebete liebte die Zeit, und der Verfasser hatte Gelegenheit, in ihnen seine eigentlichen Zwecke recht auszusprechen. Die gewaltigen Thaten und Züge des Feindes mußten in ausführlicher Schilderung den schließlichen Ausgang durch den Contrast um so stärker hervorheben, und die Namen der durchzogenen und besiegten Länder erinnerten den Leser gewiß an die Thaten seines mächtigen Feindes. Im Ganzen sind übrigens Reden und Erzählung gut disponirt und lebendig.

Die Zeichnung der wenigen handelnden Personen ist durchweg fest und in sich wahr. Eine gelungne Figur ist die des Achior, in dessen Munde die Lehren der israelitischen Geschichte ganz besonders eindringlich klingen. Die Hauptheldin ist als ein Muster jüdischer Tugend geschildert. Freilich hat man oft in ihrem Benehmen gegen Dlophernes Anstoß genommen: diese schlaue durchgeführte Lüge, die Bethörung des Feindes durch die Reize ihres Körpers, verbunden mit dem Meuchelmord, entspricht allerdings nicht den strengsten Anforderungen der Moral, aber man darf doch den Verfasser nicht zu sehr darüber tadeln. Im Kampf mit dem überlegenen Todfeinde greift ein Volk zu allen Waffen und so wenig sich Lug und Trug irgendwie rechtfertigen läßt, so wenig sind sie unter solchen Umständen mit einer kurzen Verdammung abgethan. Eins der ältesten, vielleicht das älteste aller erhaltenen hebräischen Literaturstücke das Lied der Debora, preist einen unter weit weniger entschuldigenden Umständen begangnen Meuchelmord vom nationalen Standpunkt aus; rechnen wir es daher dem Dichter nicht zu hoch an, wenn er, mitten im Kampfe stehend, nicht nach den Gebote der höchsten Ethik, sondern unter dem Eindruck von nationalen und religiösen Begriffen und Gefühlen schreibt. Auch die ängstliche Geseglichkeit der Judith behagt uns nicht sonderlich, aber diese Strenge war eben die Quelle der Heldenthaten dieser Epoche. Von selbst versteht es sich bei einem Buche dieses Zeitalters, daß der Verfasser vielfach die ältern heiligen Bücher benutzte, das hat er sowohl in Beziehung auf Form wie auf Inhalt gethan. Zu dem von ihm benutzten Büchern gehört auch das Buch Esther.

Der Urtext unsres Buches war sicher hebräisch. Daß der griechische Text eine sehr hebräische Färbung hat, würde an und für sich nichts beweisen, als daß wir es hier mit einem jüdischen Product zu thun haben; aber hier ist jede Faser der Rede hebräisch, wie es nur in einer wörtlichen Uebersetzung aus dem Hebräischen möglich ist. Dazu finden sich mehre Uebersetzungsfehler, die wir noch deutlich erkennen können; manche andere Stellen mögen ihre Dunkel-

heit gleichfalls einer ungeschickten Uebertragung des Originals verdanken. Wahrscheinlich ist der Uebersetzer für einen Theil der Entstellung und Verwirrung in den geographischen Namen verantwortlich zu machen; einen andern Theil der Schuld tragen sicher die Abschreiber.

Der griechische Text ist später vielfach überarbeitet. Eine dieser Uebearbeitungen, die übrigens nicht sehr durchgreifen, sondern nur allerlei kleine Abänderungen, Zusätze und Auslassungen anbringen, welche auf den Gang der Geschichte keinen wesentlichen Einfluß haben, ist auch in lateinischer und syrischer Sprache erhalten. Nach jenem lateinischen Texte hat dann Hieronymus seine eigne Bearbeitung gemacht. Angeblich lag ihm freilich ein chaldäischer Text vor, aber wenn er vielleicht auch wirklich einen solchen — jüdischen oder christlichen Ursprungs — kannte, so ist doch seine Uebersetzung sicher eine bloße, nicht einmal immer verbesserte, Umarbeitung des altlateinischen Textes, welche mit großer Willkürlichkeit und Eilfertigkeit ausgeführt und des großen Uebersetzers eigentlich unwürdig ist. Diese Uebersetzung ist aber im Abendland die kirchlich herrschende geworden, und auch Luther übersezte aus ihr, nicht aus der griechischen.

Daß die Juden das Buch Judith nicht in hebräischer Sprache besaßen, erfuhr Origenes von ihnen selbst. Es hat auch nie kanonische Geltung unter ihnen gehabt, das Original war wohl frühzeitig verloren gegangen. Wenn das Buch von den Christen zu der heiligen Schrift gezählt wurde, so geschah dasselbe mit manchen andern griechischen Büchern, welche von den alexandrinischen Juden gebraucht waren; das Bewußtsein, daß diese Bücher nicht eigentlich zum Kanon gehörten, brach auch von Zeit zu Zeit wieder durch, bis das tridentiner Concil den Unterschied zwischen kanonischen und apokryphischen Schriften ganz aufhob, während die Protestanten ihn immer stark betonten.

Aber auch bei den Juden finden wir Erinnerungen an die Geschichte von der Judith. Wir könnten sie alle ohne weiteres auf unser Buch, wie wir es haben, zurückbeziehen, wenn nicht der Umstand uns bedenklich machen müßte, daß die Juden als die Feinde, gegen welche Judith auftritt, die Griechen (Jawan d. i. eigentlich Jonier) nennen und somit das Ereigniß in die Makkabäerzeit verlegen. Ist es nun Zufall, daß sie hier das Richtige treffen? Kamen sie durch wirkliche Untersuchung zu diesem Resultat? war gar wirklich noch eine Ueberlieferung vorhanden, daß der Verfasser zur Makkabäerzeit geschrieben und im Grunde seine Zeit geschildert hätte? Ich wage diese Frage nicht zu beantworten, doch möchte ich mich am liebsten dafür entscheiden, daß hier der Zufall gewaltet.

Von den uns vorliegenden Quellen*) ist die wichtigste ein kleines Stück

*) Dieselben sind fast sämmtlich in der vortrefflichen Sammlung *Bet ha-Midrasch* hg. von Ad. Jellinek (Bd. 1. u. 2.) enthalten.

auf das aus der Makkabäerzeit stammende Fest der Tempelweihe oder Reinigung. Nachdem hier erst erzählt ist, wie Juda aus dem Hasmonäer — (d. i. Maccabäer —) Hause den Feldherrn des Königs der Griechen erschlagen habe, als dieser an seiner Schwester, der Tochter des hohen Priester Johannes (Jochanan) *jus primae noctis* habe ausüben wollen, heißt es, aus Rache sei der König selbst gegen Jerusalem gezogen und nun habe die Wittwe Judith Jerusalem (auf die im Buche Judith geschilderte Weise) gerettet. Alle wesentlichen Züge unsrer Geschichte finden wir in der kurzen Erzählung wieder, nur daß der (ungenannte) König selbst und Jerusalem statt des Dlophernes und Betyluas auftreten. Die Verknüpfung mit der ersten Geschichte ist ganz lose, und ich möchte daher durchaus kein großes Gewicht darauf legen. Ganz falsch ist es, wenn man in neuerer Zeit behauptet, die Juden identificiren die Judith mit jener hasmonäischen Hohenpriesterstochter, da sie deutlich von ihr unterschieden wird. Wenn daher die Geschichte dieser noch in verschiedenen Versionen auftaucht, in denen der, welcher den Feldherrn erschlägt, bald als Eleazar, bald als Mattathia, Sohn des hohen Priesters Johannes, erscheint und in deren einer die Tochter den Namen Hanna führt, so ist das zwar sehr interessant als Beleg dafür, wie verwirrt die jüdischen Erinnerungen an ihr größtes Heldengeschlecht, insbesondere den gewaltigen Johannes Hyrkanus — denn das ist der hohe Priester Johannes*) — waren, aber Schlüsse auf die Abfassung und ursprüngliche Form des Buches Judith darf man daraus nicht ziehen. Das Wichtige ist eben nur die Verbindung der Judithgeschichte mit der der Makkabäer, wodurch die Verwandlung der Assyrer in die Griechen bedingt ist.

Auf eine solche Verbindung der Judith mit der Makkabäergeschichte und dem Fest der Tempelweihe weist eine kurze Notiz aus talmudischer Zeit hin (Tosefta, Megilla fol. 4a). Die Geschichte Judiths nach der eben genannten Version, aber aus der Verbindung mit der Geschichte von der Tochter des hohen Priesters gelöst, finden wir in einem kleinen Tractat in gutem Hebräisch.

Eine andere weitläufige Erzählung von Judith geht dagegen unmittelbar auf unser Buch und zwar, wie sich deutlich nachweisen läßt, auf den Text des Hieronymus zurück. Aus jenen jüdischen Erinnerungen hat der Bearbeiter bloß das behalten, daß die belagerte Stadt Jerusalem und das feindliche Volk das griechische ist; er benützt außerdem die in mehreren Bearbeitungen bekannte „Rolle des Antiochus“, eine kurze ziemlich fabelhafte Erzählung der makkabäischen Kriege, bestimmt zur Vorlesung am Fest der Tempelweihe. Im Uebrigen folgt er dem lateinischen Text, aber mit großer Freiheit. Was ihn stört oder überflüssig ist, läßt er weg. Von Nebukadnezar ist keine Rede; Dlophernes ist bei

*) In einer dieser Versionen (in dem Scholem zu der alten Fastenchronik 17. Gluk) wird dieser Johannes zum Vater des Mattathias d. i. seines Großvaters gemacht.

ihm selbst der König; die großen Heereszüge werden weggeschnitten. Durchgängig ist seine Bearbeitung sehr geschmackvoll: sie verdiente eine deutsche Uebersetzung. Der hebräische Stil ist so rein, wie man es nur irgend verlangen kann; freilich erleichtert sich der Bearbeiter die Aufgabe, ein biblisches Hebräisch zu schreiben, dadurch, daß er seine Rede größtentheils mosaikartig aus Bibelstellen zusammensetzt, aber auch hierin zeigt er Geschmack. Die Abfassung dieser Bearbeitung kann übrigens erst in ziemlich späte Zeit fallen, da wir eine solche Nachahmung des biblischen Stils nicht vor dem 10. Jahrhundert erwarten können; die Benutzung der Vulgata weist uns aufs Abendland als Ort der Abfassung hin.

2. Das Buch Tobit.

Auch bei diesem Buche legen wir den gewöhnlichen griechischen Text unsrer Inhaltsangabe zu Grunde. Wir trennen dabei den ersten Theil, in welchem Tobit in erster Person von sich redet, von dem folgenden, durch besondere Bezifferung.

I. Tobit aus dem Stamme Naphthali wohnt nördlich (oder nordwestlich) vom See Gennezareth, wird aber mit seinem ganzen Stamm vom Assyrenkönig Salmanassar in die Verbannung nach Ninive geschleppt, obgleich er sich an den Sünden seiner Stammesgenossen nicht betheiltigt und nicht dem Baal geopfert hat, sondern nach Vorschrift des Gesetzes jährlich mehrmals zu den Festen nach Jerusalem gegangen ist. Auch in Ninive widersteht er den Verführungen zu Uebertretung des Gesetzes. Auf einer Reise läßt er dem Gabael in Ragä (im Mittelalter Rai, jetzt in Trümmern nahe bei Teheran) 10 Talente Silbers als Depositum, welche er nicht zurückholen kann, da die Wege seit dem Regierungsantritt des Sanherib, Sohnes des Salmanassar, zu unsicher werden. Tobit fährt fort, Werke der Barmherzigkeit zu thun, namentlich unbegrabne Leichen zu bestatten. Dazu bekommt er besonders Gelegenheit, seit der König von seinem Zuge gegen Judäa ohne Erfolg zurückgekehrt und nun in seiner Wuth Viele umbringen läßt. Als es aber dem König hinterbracht wird, daß Tobit die Leichen der von ihm Getödteten bestattet, wird er zornig. Tobit muß sich verstecken, um dem Tode zu entgehn, alle seine Habe wird geplündert; seiner einträglichen Stelle als Hoflieferant geht er natürlich auch verlustig. Aber die Ermordung des Sanherib und der Einfluß eines Neffen Achiachar, welcher am Hofe des neuen Königs eine hohe Stelle bekleidet, erlauben ihm bald, zu seinem Hause, zu seiner Frau Anna und seinem Sohn Tobias zurückzukehren.

Durch diese Erfahrungen nicht abgeschreckt, begräbt Tobit bald wieder die Leiche eines eben erschlagenen Israeliten, obgleich er gerade fröhlich beim Mahle des Pfingstfestes gegessen hat. Durch die Berührung der Leiche religiös unrein geworden, schläft er nicht im Hause, sondern im Hofe an der Wand. Hier

fällt der heiße Koth eines Sperlings auf sein Auge und er erblindet unheilbar. Anfangs unterstützt ihn Achichar in seiner Noth, der aber bald das Land verläßt. Nun muß ihn seine Frau durch ihrer Hände Arbeit ernähren; hierbei kommt es zwischen den Eheleuten zu einer heftigen Scene, da Anna bezweifelt, daß er wirklich so fromm gewesen, indem sie keine Frucht der Frömmigkeit sieht. In tiefer Betrübniß bittet Tobit Gott um seinen Tod.

II. In derselben Stunde richtet fern in Ekbatana (jetzt Hamadan) Sara, die einzige Tochter des Raguel, an Gott gleichfalls die flehentliche Bitte um den Tod oder um Hilfe. Sie ist sieben Männern nach einander zur Ehe übergeben, und alle sind durch den auf sie eiferfüchtigen bösen Geist Asmodäus in der Brautnacht vor der Vereinigung mit ihr umgebracht. Jetzt beschuldigen sie selbst ihre Mägde, daß sie ihre Männer erstickt habe.

Der Engel Raphael bringt das Gebet der beiden Gerechten vor Gottes Thron und wird hinabgesandt, ihnen Rettung zu bringen.

Tobit erinnert sich seines bei Gabael niedergelegten Geldes und entschließt sich, seinen Sohn Tobias nach Ragä zu schicken, um es wiederzuholen. Er ertheilt ihm den Auftrag und giebt ihm zugleich viele schöne Sittenregeln, voran das Gebot, die Mutter aufs höchste zu ehren. Tobias sucht sich einen Reisegefährten und findet den Raphael, der sich, vom Vater gefragt, für den Azarias, aus einem dem Tobit befreundeten frommen Geschlecht ausgiebt. Tobit ist hoch erfreut, bestimmt ihm einen beträchtlichen Lohn und entläßt sie mit seinen Segenswünschen, obgleich sein Weib wenig mit der gefährvollen Reise einverstanden ist.

Die Reisenden kommen am Abend zum Strome Tigris. Tobias badet sich; ein großer Fisch will ihn verschlingen. Der Engel heißt ihn den Fisch ans Land ziehn, ihn aufschneiden und Herz, Leber und Galle herausnehmen. Auf dem weitem Weg belehrt ihn Raphael, daß Herz und Leber gegen böse Geister, die Galle gegen Blindheit gut ist. Als sie nahe bei Ekbatana sind, so rath er ihm ferner, Sara, Tochter des Raguel, zur Ehe zu begehren. Da Tobias sich vor dem Schicksal der sieben früheren Männer fürchtet, so sagt er ihm, wie der böse Geist durch die auf heißes Rauchwerk gelegten Eingeweide des Fisches vertrieben werde.

Sie kehren bei Raguel ein, dem sogleich beim ersten Anblick die Aehnlichkeit des jungen Mannes mit seinem Freunde Tobit auffällt. Sie werden aufs herzlichste aufgenommen. Raphael vermittelt sofort die Verbindung zwischen Sara und Tobias; die Einwendungen Raguels werden nicht beachtet, und dieser spricht sofort den Trauungssegen über die beiden Neuvermählten aus.

Tobias, mit Sara allein gelassen, vertreibt den bösen Geist auf die ihm von Raphael angegebne Weise: jener flieht ins äußerste Oberägypten und wird da von Raphael gefesselt. Tobias und Sara beten gemeinschaftlich vor der

ehelichen Vereinigung, Raphael hat unterdessen ein Grab gegraben, um den Tobias heimlich zu bestatten, wenn es ihm gehen sollte, wie den frühern sieben Männern. Als aber eine zum Spähen ausgesandte Magd entdeckt, daß die Beiden in Frieden schlafen, läßt er das Grab zuschütten.

Raguel schwört darauf, er wolle den Tobias nicht vor 14 Tagen weglassen. Damit nun die Zeit nicht zu lange für seinen alten Vater werde, der in banger Erwartung seiner Rückkehr harret, wird Raphael zum Gabael nach Ragä geschickt. Dieser erhält das Geld des Tobit gegen den mitgebrachten Schuldschein und bringt den Gabael selbst mit zu dem Feste in Ekbatana.

Nach Ablauf der 14 Tage läßt sich Tobias nicht länger halten, und Raguel entläßt ihn mit seiner Tochter und der Hälfte aller seiner Güter. Tobit hat unterdeß auf seinen Sohn mit großer Angst gewartet, Anna schon an seiner Rückkehr verzweifelt. Das Wiedersehn mit den Aeltern findet unter allgemeiner Nührung statt. Durch Bestreichung mit der Galle des Fisches werden Tobits Augen geöffnet. Allgemeine Freude unter den Bekannten des Hauses.

Als Tobit und Tobias dem treuen Begleiter weit mehr als den bedungenen Lohn überreichen wollen, giebt sich dieser als den Engel Raphael zu erkennen und verschwindet. Tobit preist den Herrn in längerer Rede, lebt dann noch lange in Frieden und stirbt im Alter von 158 Jahren. Als auch Anna gestorben und neben ihrem Mann begraben ist, wandert Tobias mit Sara dem letzten Willen seines Vaters gemäß nach Ekbatana zu den Schwiegerältern. Auch diese beerbt er. Er stirbt in Ehren 127 Jahr alt, nachdem er noch vor seinem Tode erfahren, daß Ninive von den Königen der Chaldäer und Meder zerstört ist, wie es sein Vater vorausgesagt hatte, gestützt auf die Weissagungen des Propheten Jonas.

Daß diese schöne Erzählung geschichtlich wäre, könnte nur jemand meinen, der an die Möglichkeit glaubte, daß der Engel Raphael einen Menschen in Menschengestalt begleiten und ein böser Geist nicht nur Menschen tödten, sondern auch durch Gestank vertrieben und gefesselt werden könnte. Wer so etwas glaubt, dem ist mit wissenschaftlichen Gründen schwerlich beizukommen. Für uns genügen diese für die Erzählung sehr wesentlichen Züge zu dem Beweis, daß wir hier auf dem Boden der Dichtung stehen. Ob der Dichter aber etwa überlieferte Nachrichten über einen Tobit und Tobias benützt oder ob er alles frei aus seiner Phantasie gestaltet hat, das entzieht sich unsrer Entscheidung. Die historische Situation ist übrigens der geschichtlichen Ueberlieferung entlehnt und nicht übel beobachtet. Als eine Figur, die dem Erzähler von fremdher übergekommen ist, haben wir übrigens die des Achichar anzusehn. Die Geschichte desselben wird als bekannt vorausgesetzt und mehrmals wird auf sie angespielt; er steht gar nicht in inniger Verbindung mit der Haupterzählung: kurz es wird uns deutlich, daß wir hier eine Person haben, die dem Verfasser

und auch wohl den Lesern, auf die er zunächst rechnete, schon anderweitig bekannt war. Es gelingt auch wirklich, Spuren von derselben sonst im Orient zu entdecken.

Die Erzählung von Tobit ist eines der schönsten Denkmale der ganzen jüdischen Literatur. Eine der ehrenwerthesten Seiten des jüdischen Volks, der schöne Familiensinn, tritt in ihr mehr als irgendsonst hervor. Nicht als ob dem Verfasser gerade die Schilderung und Empfehlung dieses Sinnes die Hauptsache gewesen wäre; sein Zweck ist vielmehr zu zeigen, wie der Gerechte, mag er noch so sehr in Noth gerathen, vielleicht gerade in Folge seiner Gerechtigkeit, dennoch stets unter der ganz besondern Obhut seines Gottes steht, der ihn endlich aus allem Elend befreien wird. Aber was dies Buch jedem Leser von Gemüth von jeher so anziehend gemacht hat,*) das ist besonders die Innigkeit der in ihm geschilderten Beziehungen zwischen den Gliedern der Familie. Das Buch ist eine Idylle, eine bloße Familiengeschichte, aber dies ist eben ein Feld, auf dem die hebräischen Schriftsteller von Alters her glänzten (vgl. z. B. 1. Mos. 24 und das Buch Ruth).

Die Charaktere sind sehr einfach, aber sehr richtig gezeichnet. Der fromme Dulder Tobit, das gleichfalls fromme, aber ungeduldige und etwas zänkische Weib: es sind wirklich Personen mit Fleisch und Blut. Wer an dem Engel Raphael Anstoß nimmt, der muß auch die Genesiß mit ihren wiederholten Engelsercheinungen verwerfen, und wenn uns der böse Geist Asmodäus etwas seltsam vorkommt, so müssen wir wieder die in der Zeit des Dichters herrschenden Ideen berücksichtigen. Die Evangelien zeigen uns ja durchweg einen ebenso entwickelten Dämonenglauben; denn daß es keinen Unterschied macht, ob böse Geister vor dem Gestank verbrannter Fischeingeweide fliehn, oder in eine Sauherde fahren (Matth. 8, 28), wird man zugeben müssen.

Die schlichte Erzählung ist sehr zweckmäßig disponirt; die Reden und Gebete sind herzlich und zeigen das tiefe Gemüth des Dichters. So unrein sein Griechisch ist, so ist er doch ein Mann von Geschmack.

Mit Unrecht hat man früher wohl die Einheit der Erzählung bezweifelt. Allerdings konnte der Wechsel der erzählenden Personen zu einem solchen Zweifel veranlassen, aber dieser Wechsel läßt sich auch sonst erklären. Der Erzähler wollte anfangs den Tobit selbst sprechen lassen. So lange von Tobit am meisten die Rede war, ließ sich das leicht durchführen, aber sobald Sara auf die Bühne kam, wie sie in ihrer stillen Kammer zu Gott betet, ließ sich diese Form nicht aufrecht erhalten, und er gab sie daher auch nachher ganz auf. Es ist eine kleine Ungleichheit, weiter nichts; die Geschichte selbst hat in sich ihre nothwendige Einheit.

*) Namentlich Luther schätzte das Buch sehr hoch.

Wir haben bereits früher bemerkt, daß das Buch Tobit ursprünglich griechisch geschrieben war. Dies ist wenigstens das bei weitem Wahrscheinlichste. Zwar bringen die starken Hebräismen den Leser leicht auf die Gedanken eines sehr wörtlich übersehten hebräischen Originals, aber sieht man wieder, wie manche echt griechische Ausdrücke und Wendungen (z. B. Participial- und Infinitivconstructions) hier vorkommen, wie oft die Wortfolge eine andere ist als die hebräische, und wie gewisse Erscheinungen, die sich in allen oder den meisten Uebersetzungen aus dem Hebräischen zeigen, hier fehlen, so wird man jenen Gedanken aufgeben müssen. Die Uebersetzungsfehler, welche man hier und da hat finden wollen, verschwinden bei näherer Betrachtung in nichts. Man muß aber zugeben, daß der Verfasser des Hebräischen kundig war, da er (3, 17; 12, 14 f.) auf die Bedeutung des hebräischen Engelnamens Raphael „Gott heilt“ anspielt.

Bei einem griechischen Original ist die Möglichkeit einer Abfassung vor der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus und im tiefen Asien, an die man gedacht hat, ganz ausgeschlossen. An einer solchen Annahme verhindert uns übrigens auch die Unbekanntschaft mit der geographischen Lage des Schauplatzes der Geschichte. Der Erzähler denkt sich Ninive eine Tagereise westlich vom Tigris; wollte man diesen Irrthum auch durch die unwahrscheinliche Erklärung Neuerer wegschaffen, daß unter dem Tigris hier ein anderer Fluß zu verstehen sei, so bleibt doch der Fehler, daß sich der Erzähler die Entfernung zwischen Ekbatana und Ragä viel zu gering denkt. Nach dem Zusammenhang der Rede ist sie ihm eine Tagereise groß; wollen wir aber auch zugeben, daß die Annahme einer längern Reise nicht geradezu gegen den Text verstößt, so wäre es doch widersinnig, wenn Raphael den Gabael zur Theilnahme an dem vierzehntägigen Feste aus einer Entfernung holt, die es gerade zuläßt, daß er in Ekbatana eintrifft, als das Fest eben zu Ende ist. Da nämlich Ragä von Ekbatana auf geradem Wege etwas über 40 Meilen entfernt ist, so wäre es für Kameele (9, 2) kaum möglich, in weniger als vierzehn Tagen den Hin- und Rückweg zu machen, für die beiden Fußwanderer wäre noch eine etwas längere Zeit nöthig gewesen, und der alte Tobit hätte daher keine Ursache gehabt, sich über das Ausbleiben seines Sohnes zu ängstigen, als er sich vierzehn Tage in Ekbatana aufhält. Man sieht, der Verfasser glaubte, die beiden Hauptstädte Mediens lägen dicht bei einander.

Die hohe Verehrung für Jerusalem, welche sich am Anfang und besonders in den Schlußreden Tobits zeigt, das große Gewicht, welches auf die Festreise nach der heiligen Stadt gelegt wird, sprechen für die Abfassung in einer Jerusalem nicht allzufernen Gegend. Das Buch ist entweder in Palästina, oder in Aegypten geschrieben. Für jenes Land, speciell Galiläa, möchte der Umstand sprechen, daß hier Tobits ursprüngliche Heimath angegeben wird,

Doch ist die Sprache des Originals, sowie die Wahrscheinlichkeit, daß das Buch den Tobit als Trost und Muster für Juden im Auslande aufstellt, gegen eine solche Annahme. Das Wahrscheinlichste ist demnach, daß der Verfasser in Aegypten schrieb. Hierzu stimmt auch die Verbannung des bösen Geistes in die „obersten Gegenden Aegyptens“, die verrufenen Gebirge im Süden. Vielleicht ließe sich auch die finanzielle Stellung Tobits und Achiachars am Hofe zu Ninive mit der einflußreichen Stellung vergleichen, welche jüdische Geldmänner unter den Ptolemäern einnahmen. Auch ist zu beachten, daß die handelnden Personen durchgängig in sehr guten Vermögensverhältnissen leben, was auch wohl am besten auf ägyptischen Ursprung paßt. Daß sie in allen Geschäftsangelegenheiten sehr pünktlich und sorgfältig verfahren, ist dagegen ein allgemein jüdischer Zug. Auch aus der entwickelten Geisteslehre möchte ich keinen bestimmten Schluß auf die Abfassung ziehen, da sich diese in den Jahrhunderten vor Christus aller Orten, wo Juden wohnten, finden konnte. Ebenso wenig folgt natürlich aus der strengen Gesezlichkeit Tobits (1, 7).

Der wenig fanatische Charakter des Buchs, welches auch in den Verheißungen der Schlußreden Tobits keinen Haß der Fremden zeigt, spricht für die Abfassung vor der Makkabäerzeit. Bei der starken Verherrlichung des Heiligtums in Jerusalem würde außerdem wohl eine gewisse Polemik gegen den Nebentempel des Onias in Aegypten nicht fehlen, wenn der Verfasser diesen schon gekannt hätte. Da nun die griechische Abfassung, wie gesagt, eine ältere Zeit als die Mitte des dritten Jahrhunderts ausschließt, so werden wir unser Buch mit Wahrscheinlichkeit in den Schluß des dritten oder den Anfang des zweiten Jahrhunderts setzen.

Mit Unrecht hat man sich daran gestoßen, daß Josephus*) von unserm Buch keine Notiz nimmt. In seine Geschichte des jüdischen Volks gehört diese Idylle nicht. Freilich hat man selbst das auffallend gefunden, daß er die Judith nicht erwähnt, während ihm die unchronologische Einkleidung ihrer Geschichte die Einreihung in seine Darstellung noch unmöglicher machte, als die des Hiob, für deren historische Fixirung ihm jeder Anhaltspunkt fehlte. Noch weniger ist auf Philo's Schweigen zu geben, der eine ganze Reihe alttestamentlicher Bücher unerwähnt läßt.

Die Textgeschichte des Buches Tobit ist der des Buches Judith sehr ähnlich. Der griechische Text ist früh stark überarbeitet: der Bearbeiter ließ zwar die Grundzüge und die Hauptsachen des Textes, änderte aber viel gewaltsamer,

*) Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt, einige Druckfehler in dem vorigen Aufsatz zu verbessern. Nicht von der „platten“, sondern von der „glatten“ Weise des Josephus hatte ich gesprochen (S. 128). — Ferner lies S. 130 Z. 7. v. u. „2 Millionen“; S. 133 in der Anmerkung „nämlich“ für „natürlich“.

als der des Judithbuchs. Dieser überarbeitete Text ist uns nur zum Theil in griechischer Sprache erhalten, zum Theil wird er durch einen lateinischen und einen syrischen Text repräsentirt. Nach jenem lateinischen verfaßte ein Jude (der sog. Hebraeus Münsteri) mit vielem Geschick eine freie hebräische Bearbeitung in einem Stil, der fast so gut biblisch ist, wie der der oben erwähnten hebräischen Judith. Aus demselben Grunde wie diese kann sie schwerlich vor dem 10. Jahrhundert verfaßt sein. Viel später herunterzugehen verbietet uns wohl die Benennung der alten lateinischen Uebersetzung, die nach und nach ganz durch die des Hieronymus verdrängt ward. Mit dieser Bearbeitung scheint eine andere, noch ungedruckte, fast ganz identisch zu sein; wenigstens stimmt der einzige aus ihr veröffentlichte Vers bis auf eine Aenderung mit jener wörtlich überein. Nach dem ursprünglichen Text ist eine zweite syrische Uebersetzung und eine andere freie hebräische Bearbeitung (Hebraeus Fagii) gemacht. Letztere ist in viel unreinerer Sprache abgefaßt als die oben erwähnte; die geographische Unwissenheit des Bearbeiters ist bodenlos. Eine nähere Bestimmung des Alters wage ich nicht zu geben.

Wie bei der Judith behauptet Hieronymus auch beim Tobit, aus einem chaldäischen Text übersetzt zu haben. Ob ihm wirklich ein solcher Text vorlag, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls war sein Verfahren hier wesentlich dasselbe, wie bei der Judith. Er arbeitete frei nach dem alten lateinischen Text, verkürzte viel, machte mancherlei Zusätze und sonstige Aenderungen. Daß ein so geistreicher Mann wie Hieronymus nicht ganz ungeschickt verfuhr, ist vorauszusetzen; doch sind längst nicht alle seine Veränderungen als Verbesserungen anzusehen, namentlich wären die erbaulichen Zusätze besser weggeblieben. Hieronymus veränderte überall die erste Person in die dritte. Mit Recht bezeichnet D. F. Frische, dessen auf gründlicher Forschung beruhende Ansichten über die Texte der Apokryphen sich uns beim Nachprüfen durchgängig bestätigt haben, diese Arbeit als leichte Waare. Erklärlich wird des Hieronymus Verfahren durch die geringe Meinung, welche er von den Apokryphen hatte. Leider hat Luther auch das Buch Tobit nicht nach dem Original, sondern nach dem Text des Hieronymus übersetzt.